

REVUE DE LA SOCIÉTÉ SUISSE D'ETHNOLOGIE
ZEITSCHRIFT DER ETHNOLOGISCHEN GESELLSCHAFT RIVISTA DELLA
SOCIETÀ SVIZZERA D'ETHNOLOGIA

TSANTSA 24 / 2019

PROCESSUS DECOLONIAUX DANS LE MONDE
UNIVERSITAIRE ET LES INSTITUTIONS CULTURELLES
SUISSES

DEKOLONIALE PROZESSE AN SCHWEIZER
HOCHSCHULEN UND KULTURINSTITUTIONEN

PROLOG: MEHR ALS EIN SCHLAGWORT
Dekolonisieren (in) der postkolonialen Schweiz

Patricia Purtschert

TSANTSA, Volume 24, May 2019, pp. 14-23

Published by:
Société Suisse d'Ethnologie/Schweizerische Ethnologische
Gesellschaft, Bern

The online version of this article can be found at:
<http://www.tsantsa.ch>

Contact us at:
tsantsa@seg-sse.ch



This work is licensed under a
Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 2.5 Switzerland License

PROLOG: MEHR ALS EIN SCHLAGWORT

Dekolonisieren (in) der postkolonialen Schweiz

Text: *Patricia Purtschert*

Abstract

PROLOGUE: MORE THAN A BUZZWORD Decolonizing (in) postcolonial Switzerland

The text takes as its starting point a statement recently made by the philosopher Sushila Mesquita, who expressed her concerns that «decolonial» might become another buzzword, quickly losing its radical force. This raises the question of what makes decolonizing possible as a practice that cuts across academic, activist, political and cultural fields, and that aims at transforming rather than rearranging current regimes of power. The article takes this question up with reference to novel research findings. It argues that while race constitutes a crucial category of social organization in Switzerland, its significance tends to be strongly denied. It further maintains that groundbreaking attempts to decolonize cultural and educational institutions have emerged in the past few years. However, these approaches are still marginal as well as marginalized, and need more recognition if they are to have an impact.

Schlagwörter: *Schweiz, Postkolonialismus, Feminismus, Rassismus, dekoloniale Theorie, Intersektionalität*
Keywords: *Switzerland, postcolonialism, feminism, racism, decolonial theory, intersectionality*

«Dekolonial», so konstatierte vor kurzem die Philosophin Sushila Mesquita, drohe zu einem neuen «Buzzword» zu werden, zu einem hippen Schlagwort, so wie dies mit «postkolonial» oder «intersektional» passiert sei. Sie führt aus:

Meine Bedenken sind, dass dieses wahnsinnig starke Wort erneut aus politischen Kontexten entnommen wird, und der radikalen Geschichte, aber auch des radikalen Zwecks entleert wird. Was bedeutet das, wenn wir die Gender Studies dekolonisieren wollen [...]? Was heisst das in Bezug auf Wissensproduktion, in Bezug auf Personalpolitik, auf Curricula und Kanonbildung? Es darf nicht alles beim Alten bleiben, wenn wir diese Wörter benutzen. (Näf und Trenkel 2018: 8)

Die Vorbehalte, die Mesquita im Hinblick auf die Verwendung dekolonialer Ansätze in den *Gender Studies* äussert, lassen sich fraglos auch auf andere Bereiche übertragen. Ihr Hinweis darauf, dass Begriffe mit einer radikalen Geschichte und einer transformativen Kraft oftmals in bestehende Sys-

teme integriert werden, ohne dass diese sich ändern, ist ein wichtiger kritischer Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit der Dekolonisierung. Denn der Kolonialismus funktionierte von Anfang an über Prozesse gewaltsamer und verleugneter Aneignung. Wissen, Kreativität, Lebenszeit, physische, intellektuelle und affektive Arbeit, Spiritualität, Kunst und materielle Ressourcen wurden dabei in das koloniale System integriert. Die Beteiligung kolonialisierter Menschen an dem, was dabei entstanden ist, die «Moderne» mit all ihren spezifischen Ausprägungen, wurde in der Regel negiert oder als unbedeutend dargestellt. Dass es überhaupt gelang, die umfassenden und vielfältigen Beiträge Schwarzer Menschen und *People of Colour*, und verstärkt noch diejenigen von Schwarzen Frauen und *Women of Colour*, zur Entwicklung einer modernen und global vernetzten Welt zu negieren, ist alles andere als selbstverständlich. Die weit reichende Auslöschung ihrer Teilhabe war nur möglich durch die Etablierung und Durchsetzung einer kolonialen Episteme, welche das historische, juristische, medizinische, philosophische,

geographische, religiöse, spirituelle, pädagogische und politische Wissen, die Akademie und das Alltagswissen bis heute durchdringt. Wenn Dekolonisierung nun bedeutet, die kolonialen Grundlagen dieses Wissens aufzudecken, in Frage zu stellen und neu zu organisieren, dann greift dieser Prozess tief in die Organisation moderner Gesellschaften ein, er stört die etablierten Abläufe und verlangt nach neuen Formen, Wissen zu generieren, sammeln, bewerten und nützen. Mesquita verweist auf diese weitreichenden Dimensionen, wenn sie fragt, welche Folgen die Dekolonisierung für die Wissensproduktion, die Personalpolitik, die Curricula und die Kanonbildung an den Universitäten zeitigt.

In ihrer Frage steckt zudem die bedeutsame Erkenntnis, dass sich Theorie und Praxis, epistemische und materielle Bedingungen, nicht voneinander trennen lassen. Theorie ist eine Form der Praxis, Praxis generiert Theorie, Wissen hat eine materielle Dimension und Materialität einen epistemischen Gehalt. Damit kann einem wichtigen Einwand begegnet werden: Denn auch im Kontext der Debatten zur postkolonialen Schweiz wurde (genau wie gegenüber den *Postcolonial* und *Decolonial Studies* im Allgemeinen) immer wieder der Vorwurf geäußert, eine solche Forschung würde sich auf kulturelle Phänomene kaprizieren und ökonomische und soziale Aspekte vernachlässigen. Vor dem Hintergrund von Mesquitas Ausführungen lässt sich dieser Einwand umformulieren: Kultur und Ökonomie, Theorie und Praxis, Wissen und Materialität bezeichnen nicht getrennte Sphären, sondern die Behauptung dieser Trennung selbst ist Teil einer postkolonialen Regierungsstrategie, die problematisiert werden muss. Alltägliche Aussagen, wie: es spiele keine Rolle für die Forschung, wie jemand gesellschaftlich positioniert sei, oder: Studierende müssten erst einmal die (universalisierten) «Klassiker» kennen lernen, bevor sie sich mit den (partikularisierten) «anderen» Ansätzen beschäftigten, oder: Es sei reiner Zufall, dass feste Stellen mit guter Ausstattung in angesehenen Institutionen zu einem guten Teil von weissen Männern mit bildungsbürgerlichem Hintergrund besetzt seien, verweisen darauf, wie nötig die hartnäckigen und unbequemen Fragen sind, die sich aus einer dekolonialen, postkolonialen, feministischen und queeren Perspektive stellen. Der Blick auf die Dekolonisierung von Institutionen, der mit dieser Ausgabe von *Tsantsa* eingenommen und geschärft wird, erweist sich dabei als besonders produktiv, weil Institutionen bedeutsame gesellschaftliche Schnittstellen sind, an denen sich Wissensproduktion materialisiert und materielle Praktiken in Wissen niederschlagen.

Unhintergebarer Ausgangspunkt: Postkoloniale Schweiz

Seit einiger Zeit werden postkoloniale Fragestellungen in der Forschung zur Schweiz auf neue Weise diskutiert: Wie waren Schweizer Akteur*innen am transatlantischen Sklavenhandel und am kolonialen Handel beteiligt? Wie haben sich Schweizer Akademiker*innen und Institutionen an der Rassenforschung beteiligt? Wie wurden koloniale Sichtweisen in der Schweiz normalisiert und wie konnte sich dabei ein umfassender Alltagsrassismus herauskristallisieren? Wie stützen sich zentrale Elemente eines Schweizer Selbstverständnisses wie Neutralität, Humanitarismus, Demokratie, Liberalismus oder Multikulturalismus auf koloniale Perspektiven und Praktiken? Und wie wurde die koloniale Situierung der Schweiz in eine postkoloniale Kondition übersetzt, die unsere Gegenwart massgeblich mitbestimmt? (Fässler 2005, Zangger 2011, Purtschert et al. 2012, Berlowitz et al. 2013, Zürcher 2014, Schär 2015, Michel 2015, Purtschert und Fischer-Tiné 2015a, Germann 2016, Jain 2018).

Neu an solchen Forschungen ist nicht, dass sich kritische Stimmen gegen die verbreitete Vorstellung richten, die Schweiz hätte mit Kolonialismus nichts zu tun gehabt und Rassismus sei ein Problem der Anderen. Es gab und gibt zu allen Zeiten Widerstand gegen post_koloniale Formationen, auch in der Schweiz – und eine wichtige Aufgabe dekolonialer Forschung besteht darin, dieses verschüttete oder unzureichend tradierte Wissen ausfindig zu machen.¹ Neu an den aktuellen Aushandlungen ist der vermehrte und konzertierte Bezug auf postkoloniale und dekoloniale Theorien sowie auf die *Critical Race Studies* und *Critical Whiteness Studies*, die es ermöglichen, die Analysen zur Schweiz verstärkt in eine transnationale Diskussion einzubetten. Wichtig ist auch die hohe Beteiligung von Schwarzen Forschenden und Forschenden *of Colour* in diesen Debatten, die rassistischem Reden über «die Anderen» in der Schweiz verstärkt mit Strategien des «Zurückredens» begegnen und diese in Wissenschaft und Gesellschaft etablieren (Unterweger 2016). Auffällig ist weiter die starke Präsenz von feministischen und queeren Stimmen in diesen Diskussionszusammenhängen. Sie zeigen, dass sich postkoloniale Analysen nicht lösen lassen von der Frage des gesellschaftlichen Umgangs mit Geschlecht und Sexualität und machen andererseits deutlich, dass feministische Auseinandersetzungen mit moderner Macht immer auch Fragen des Rassismus berühren (McClintock 1995, Lugones 2007).

¹ Für eine umfassende Literaturliste vgl. Purtschert und Fischer Tiné 2015b. Der Begriff «post_kolonial» soll an dieser Stelle auf die vielfachen Kontinuitäten zwischen Herrschafts- und Gewaltverhältnissen in der kolonialen und der nachkolonialen Zeit aufmerksam machen.

Dekolonial analysieren: Das Beispiel Standesamt

Was lässt sich vor dem Hintergrund dieser Debatten über dekoloniale Prozesse an Schweizer Universitäten und kulturellen Institutionen sagen? Eine wegweisende postkoloniale Analyse von Schweizer Institutionen wurde kürzlich von Anne Lavanchy verfasst. Sie ging anhand von Interviews mit Zivilstandsbeamt*innen in der französischsprachigen Schweiz der Frage nach, welche Kriterien ausschlaggebend sind für die Abklärung einer möglichen «Scheinheirat». Lavanchy stellte dabei fest, dass sich Zivilstandsbeamt*innen in einer widersprüchlichen Situation vorfinden. Zum einen werden sie mit der gesamtgesellschaftlichen Vorstellung konfrontiert, der Anspruch auf eine staatlich anerkannte Verbindung von (heterosexuellen und zunehmend auch homosexuellen) Paaren sei ein universelles Recht, das für alle gelten muss. Gleichzeitig besteht ein hoher gesellschaftlicher Druck, angeblich «bedrohliche Andere» sowohl symbolisch als auch physisch von der Schweiz fern zu halten. Zivilstandsbeamt*innen werden dabei zunehmend zu «Gate-Keepern» (Lavanchy 2015: 278) der Nation gemacht.

Als Referenzpunkt für die Abklärung, ob sie es mit einem «echten Paar» zu tun haben, dient den Zivilstandsbeamt*innen eine kulturell und historisch hoch spezifische Norm der romantischen Liebe. Die Frage, wer diese Liebe erfüllt und wer nicht, wird, wie Lavanchy zeigt, primär über die Frage der «Vermischung» (*mixedness*) diskutiert. Zu viel Unterschiedlichkeit zwischen Partner*innen zeigt dabei eine problematische Beziehung an; welche Unterschiede sich als störend auswirken und was als problematische «Vermischung» gilt, hängt allerdings stark von *Race*, Geschlecht und Klasse ab.² So werden weisse Frauen, die nicht-weiße Männer heiraten wollen, häufig dem Verdacht auf Scheinehe ausgesetzt. Zivilstandsbeamt*innen äusserten im Gespräch zudem das Bedürfnis, solche Frauen zu «disziplinieren». Der ungleich hohe Aufwand, der für die Abklärung solcher Verbindungen betrieben wird, so Lavanchy, zeige die rassistische Bemühung, die Nation weiss zu halten. Er dokumentiere aber auch eine «*updated version of Switzerland's highly gendered history of moral panic over deviant female bodies*» (Lavanchy 2015: 286) und schliesst damit an die lange staatliche Praxis an, die Sexualität von Frauen zu kontrollieren (Mottier 2000).

Lavanchys Forschung zeigt, dass Ehe- und Partnerschaftsverträge entgegen der vorherrschenden Idee eines universalen Rechts auf staatlich anerkannte Verbindungen, ungleiche

Zugänge zu staatlichen Ressourcen und Rechten eröffnen. Bestehende Vorstellungen einer weissen Überlegenheit und die Herstellung weisser Privilegien werden dadurch weiter verankert (Lavanchy 2015: 279). In Übereinstimmung mit anderen neuen Forschungsergebnissen wird damit deutlich, dass *Race* in der Schweiz eine strukturell bedeutsame Kategorie ist, obwohl sie in der Regel nicht artikuliert wird und keine offizielle Verwendung findet (Michel 2015, Boulila 2018). Denn obwohl sich die interviewten Zivilstandsbeamt*innen vom Vorwurf distanzieren, rassistisch zu handeln, führten sie in den meisten Fällen rassifizierte Unterschiede als Grund dafür an, ein Paar als «verdächtig» einzustufen und eine weitere Überprüfung der Beziehung anzuordnen. Institutionen wie das Zivilstandsamt werden damit zu Scharnierstellen für die Reproduktion einer rassifizierten Ordnung. Lavanchys Forschung zeigt eindrücklich auf, wie wichtig es für eine dekoloniale Auseinandersetzung mit Institutionen ist, die Frage nach der Bedeutung von *Race* und Rassismus aufzuwerfen, und zwar entgegen der gängigen Vorstellung, wonach beides in institutionellen Kontexten der Schweiz keine Rolle spielt.

Dekolonial intervenieren: Das Beispiel der Stadt Bern

Eine andere wichtige dekoloniale Auseinandersetzung fand in Bern statt, wo die Stadträte Halua Pinto de Magalhães und Fuat Köçer im Mai 2014 ein Postulat mit dem Titel «KulturEvolution der Institutionen» eingaben (Postulat Fraktion SP 2014). Dieses benennt mehrere Widersprüche in der städtischen Politik: Da wird zum einen eine jährliche Aktionswoche gegen Rassismus durchgeführt. Zum anderen stellen öffentliche Institutionen wie die «Mohrenzunft» weiterhin rassistische Symbole zur Schau. Oder: Auf der einen Seite wird ein neues Leitbild erstellt, das vorsieht, Integration zu einem Querschnittsthema aller städtischer Institutionen zu machen. Andererseits reproduziert die Vorstellung von Integration, die darin bemüht wird, die Trennung zwischen Einheimischen und Fremden und bürdet die Integrationsarbeit in erster Linie letzteren auf.

Pinto und Köçer reagieren auf diese Widersprüche mit mehreren Forderungen. Sie verlangen die Auseinandersetzung mit rassistischen Darstellungen im öffentlichen Raum, genaue Zahlen zur Repräsentation migrantischer Personen beim städtischen Personal und städtischen Kommissionen als Grundlage für effektivere Massnahmen, um deren Anteil zu erhöhen,

² So werden Unterschiede, die auf eine Geschlechterkomplementarität zurückgeführt werden können, offensichtlich nicht als Problem, sondern als natürlicher Ausdruck einer (heterosexuell kodierten) Liebesbeziehung erachtet.

sowie eine «radikale interkulturelle Öffnung» der Institutionen. Dazu gehöre die Anpassung der Sprache an eine postmigran-tische Gegenwart, und die Abkehr von einer Politik, die eine «Anpassung an eine leitkulturelle Norm» bezwecke.

Der Vorstoss von Pinto und Köçer wurde in der media-len Öffentlichkeit breit diskutiert, dabei aber weitgehend auf einen Aspekt hin verengt: Auf die Frage, ob die Berner Mohrenzunft einen rassistischen Gehalt aufweise oder nicht.³ Die eine Seite betonte, dem Wort «Mohr» hafte nichts Rassistisches an, und das Wappen der Gesellschaft stamme aus einer Zeit, «in der die Vorstellung von minderwertigen Rassen noch nicht existierte» (Christl 2014). Die andere Seite führte dagegen an, dass sich der koloniale Rassismus lange vor dem 19. Jahrhundert entwickelt hatte (die Dekolonisierungstheorie geht davon aus, dass *Race* mit der Eroberung Amerikas im späten 15. Jahrhundert als Unterscheidungsmerkmal eingeführt wurde, um die radikal unterschiedliche Behandlung von Menschen im imperialen Zeitalter überhaupt erst möglich zu machen) (Lugones 2007). Wie Bernhard C. Schär feststellt, wurde das aktuelle Wappen der Zunft zudem im späten 19. Jahrhundert entworfen, und enthält deshalb nicht zufällig «alle Merkmale aus der Blütezeit des wissenschaftlichen Rassismus des 19. Jahrhunderts» (Schär 2014). Gegen das Bild einer «vom Kolonialismus unberührten Institution» machte er zudem geltend, dass sich die Mohrenzunft im frühen 18. Jahr-hundert als Aktionärin am transatlantischen Sklavenhandel beteiligt hatte. Neben der rassistischen Symbolik, so Schär, zeuge auch dies von den kolonialen Verstrickungen, in die die (vermögende Klasse der) Stadt Bern involviert war.

Die postkoloniale Kritik blieb nicht auf mediale Interventionen beschränkt. Das anti-rassistische «Kollektiv Berner Ras-sismusstammtisch» hatte im August 2016 unter dem Titel «No Mohr Racism!» ein «Kanakentribunal» einberufen, das anhand des Beispiels der Mohrenzunft die Auswirkungen von Alltags-rassismus in der Schweiz diskutierte (Purtschert im Erschei-nen). Die Ergebnisse des Kanakentribunals als alternative Institution konnten sich zwar nicht auf den üblichen institu-tionellen Wegen, in Form von Beschlüssen, Regelungen oder Gesetzen, niederschlagen. Ihre Wirkmacht zeigte sich viel-mehr in der subversiven Aneignung institutioneller Vorgänge, die mimetisch wiederholt und dekolonial transformiert wur-den: Anders als in den Schweizer Behörden wurde fast das

gesamte Personal des Tribunals von *People of Color* gestellt, und es wurden diejenigen Fragen ins Zentrum gerückt, die in der öffentlichen Auseinandersetzung weitgehend ignoriert oder an den Rand gedrängt werden. Dazu gehört insbesondere die Frage, wie, wo und auf welche Weise Rassismus in Instituti-onen, Behörden und dem Alltag vorkommt, wie er von einer Mehrheit normalisiert, aber auch von vielen in Frage gestellt und angefochten wird, und wie er bezeugt und dokumentiert werden kann. Damit führte das Kanakentribunal auf eindrück-liche Weise vor Augen, wie eine Debatte aussehen könnte, die sich der Frage nach der Präsenz von Rassismus im Zentrum der Gesellschaft öffnet, anstatt sie wie gewohnt zu banalisieren, auf die Seite zu schieben oder ganz von der Hand zu weisen.

Die Berner Debatte zeigt, wie politische Mittel (das Postulat im Stadtrat) mit akademischen und journalistischen Vorgehens-weisen (die Stellungnahmen von Forschenden in den Medien) und Aktivismus (die Herstellung alternativer Institutionen durch das Kanakentribunal) verbunden werden, um die Dekolonisie-rung von Institutionen voranzutreiben. Diese kreative Verknüp-fung von Praktiken lässt sich auch bei der Organisation ausma-chen, die gegenwärtig einen der eindrücklichsten dekolonialen Kämpfe führt: Die Allianz gegen *Racial Profiling* geht gegen ras-sistisch motivierte polizeiliche Handlungen in der Schweiz vor, indem sie aktivistische, juristische, akademische und künstleri-sche Mittel kombiniert, und dabei auch auf die Form des Tribu-nals zurückgreift (Allianz gegen Racial Profiling).

Dekolonial kuratieren: Andere Erzählungen möglich machen

Was bedeutet es nun, Dekolonisierung als «Herausforderung» für die Schweizer Wissenschaft und verwandte Kultur- und Bildungseinrichtungen zu betrachten, wie es das vorliegende Dossier fordert? Ich werde im Folgenden einige mögliche Ant-worten mit Blick auf den Bereich der Kunst umreissen. Als erstes gilt es festzustellen: Dekoloniale Praktiken werden in Schweizer Kunsträumen seit vielen Jahren erfunden, auspro-biert und vorangetrieben. So hat die Shedhalle Zürich 2006 unter der Leitung von Katharina Schlieben und Sönke Gau eine mehrteilige Ausstellung unter dem Titel «Kolonialismus ohne Kolonien?» lanciert, und dabei bedeutsame Fragen vor-weggenommen, die später im akademischen Kontext aufge-

³ Anders im Stadt- und Gemeinderat, die beide das Postulat als «erheblich» erklärten und auf einzelne Punkte eingingen. Eine eingehende Analyse des Berichts kann an dieser Stelle nicht erfolgen, er bewegt sich aber zwischen «schwachen» (wie der Vorstellung, die Forderung nach Auseinandersetzung mit der «Mohrenzunft» sei «erfüllt» durch das Anbringen einer Informationstafel) und «starken» dekolonialen Elementen (wie der Absichtserklärung des Gemeinderats, «einer geeigneten Institution einen Auftrag zur Inventarisierung des Rassistischen im öffentlichen Raum» zu geben») (Postulat Fraktion SP 2014).

griffen wurden (Archiv Shedhalle 2009). Die Shedhalle war es auch, die 2015 das von Katharina Morawek kuratierte Projekt «Die ganze Welt in Zürich. Konkrete Interventionen in die Schweizer Migrationspolitik» initiierte und damit einen wichtigen Anstoss zur Aushandlung von «Urban Citizenship» im Schweizer Kontext erwirkte (Archiv Shedhalle 2017). Was Dekolonisieren *à la suisse* bedeuten kann, machte die von Kadiatou Diallo kuratierte Ausstellung *SCH* vor, die 2016 im Ausstellungsraum Klingental in Basel stattfand.⁴ *SCH* ergründete die Geschichten von Menschen in der Schweiz, deren Zugehörigkeit von der weissen Mehrheitsgesellschaft in Frage gestellt wird. Die drei Buchstaben stehen dabei für den Versuch, zum Schweigen-gebrachte Geschichten erzählbar oder aber ihr Verschweigen sichtbar zu machen:

This project consists of a series of encounters that resist silence (or use silence as resistance); seeking to compose the muted SCH into the reverberating stories it longs to tell – about SCHweigen (silence), SCHweiz (Switzerland) [sic] SCHweiss (sweat), GeSCHichte (history), SCHichten (layers), SCHützen (protecting), SCHerzen (joking), SCHämen (being ashamed), SCHreien (screaming), SCHwarz (black), falSCH (wrong), VerSCHwinden (disappear)...⁵

Dekolonisieren heisst damit, die Art und Weise zu befragen und verändern, wie Erzählen in der Schweiz möglich gemacht wird. Diallo tut dies, indem sie als erzählbar anerkennt, was in der Regel herausgefiltert, übersehen oder an den Rand gedrängt wird, weil es als störend, unrein oder marginal gilt. *SCH* nützt bestehende Ausstellungsstrukturen, um alternative Denk-, Fühl- und Erzählweisen von Zugehörigkeit und Fremdheit, Kollektivität und Einsamkeit, Stärke und Verletzlichkeit, Gestaltungskraft und Eingeschränktheit in der postkolonialen Schweiz zu eröffnen. Angeregt wird damit ein anderer Umgang mit institutionellen Räumen und ihren rassistischen, sexistischen, klassistischen und homophoben Strukturen. Ein mächtiger Mechanismus zur Aufrechterhaltung dieser Machtverhältnisse ist der Imperativ an strukturell benachteiligte Menschen, die Auswirkungen, Verletzungen, Einschränkungen, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, die sie erfahren, hinzunehmen. Projekte wie *SCH*, aber auch das rassismuskritische Humorfestival *Laugh up! Stand up!*, der *Berner Rassismus Stammtisch* oder der *Salon Bastarde* brechen mit diesem Imperativ, indem sie Machtstrukturen offenlegen, befragen, kritisieren, angreifen, auslachen, ironisieren, umwenden und transformieren.

Die marginalisierten Geschichten und Praktiken des Verschweigens, die diese Projekte zum Vorschein bringen, führen nicht nur dazu, dass bislang unsichtbare Ränder der Schweizer Geschichte ausgeleuchtet werden. Vielmehr transformieren sie die Wahrnehmung des Ganzen, das Verständnis dessen, was die «Schweiz» ist und was als «schweizerisch» gelten kann. Entsprechend schlägt Rohit Jain vor, die Schweiz mit dem kontroversen Begriff der «Bastard_in» in Verbindung zu bringen, und zwar:

weil ihre Textilindustrie Stoff für den Kauf von Sklav_innen produzierte, ihre Bahnhöfe, Strassen, Tunnels von italienischen Gastarbeiter_innen gebaut und ihre Universitäten von deutschen Exilant_innen und russischen Jüd_innen belebt wurden. Die Taten und Träume all dieser Menschen sind in den ungeöffneten Archiven unter uns lebendig. Das politische Projekt der Schweiz bestand lange darin, diese Geschichte(n) und Menschen vergessen zu machen, sie zu neutralisieren. Doch die Geister lassen sich nicht vertreiben. Die Schweiz als Bastard_in zu sehen, zu verstehen, anzuerkennen, zu lieben, das ist das reparative Projekt der Gegenwart. (Jain 2017: 380)

Dekoloniales Erzählen folgt damit der Einsicht, dass sich verdrängte und vergessene Geschichten nicht einfach additiv zur bestehenden Geschichte hinzufügen lassen (Falk 2019). Vielmehr geht es darum, kollektiv neu herauszufinden, wie die national gerahmte Gemeinschaft, in der wir gemeinsam leben, zustande gekommen ist, und wie wir weiterhin gemeinsam in ihr leben wollen und können. Wie sieht ein Verständnis der Schweiz aus, wenn koloniale und patriarchale Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse (innerhalb und ausserhalb der geographischen Landesgrenzen) als unumgängliche Bestandteile der Schweiz verstanden werden (Schär 2016)? Wenn das Leid sichtbar gemacht wird, das diese Verhältnisse bewirkten, aber auch die kreative und produktive Beteiligung all derjenigen Menschen, die aus den gängigen Erzählungen herausgeschrieben werden?

Dekolonisierung von Kultur- und Bildungseinrichtungen bedeutet, wie die erwähnten Beispiele zeigen, solche Fragen in den Bereich des Denk- und Verhandelbaren zu holen. Das ist alles andere als eine leichte Aufgabe, wie ein Gespräch der drei Kuratorinnen Belinda Kazeem-Kamiński, Natalie Bayer und Nora Sternfeld über die Arbeit im Museum zeigt (Bayer et al. 2017, Caceres et al. 2017). Denn anti-rassistisch orientierte Kurator*innen und Künstler*innen stehen vor der schwierigen Aufgabe, Kolonialismus zu thematisieren, ohne die bekannten gewaltvollen Bilder zu reproduzie-

⁴ Anm. d. Red.: Siehe Beitrag K. Diallo «*SCH*... On Curating the Unspoken and the Unspeakable» in der Rubrik «Bildessay» dieser Ausgabe S. 78-88.

⁵ S-C-H. <http://s-c-h.tumblr.com/about>, Zugriff am 13. August 2018.

ren. Das wird auch dadurch erschwert, dass ein beachtlicher Teil der Museumsbesucher*innen (sowie Mäzen*innen und Geldgeber*innen) voyeuristische und exotisierende Sehnsüchte an die Museen richten und bedient haben wollen. Wie, so fragt Natalie Bayer, sind vor diesem Hintergrund Auseinandersetzungen mit dem Imperialismus ohne «Fortschreibungen des kolonialen Blickregimes» (Bayer et al. 2017: 27) möglich? Das geht nur, so Belinda Kazeem-Kamiński, wenn das Begehren «von den zu Anderen Gemachten ab- und auf einen gemeinsamen Lern- und Erfahrungsprozess» (*op. cit.*: 25) umgelenkt wird. Diese Formulierung liest sich wie eine kondensierte Formel dessen, was Dekolonisierung bedeutet, nämlich nichts weniger, als die konstitutiven Prozesse des *Othinging* aufzubrechen, bei denen die einen auf Kosten der anderen zu machtvollen, integren, zugehörigen, anerkannten und kohärenten Subjekten werden. Für Institutionen bedeutet das auch den notwendigen Bruch mit Mechanismen, die das *Othinging* aufrecht erhalten. Hilfreich ist dabei die Einsicht, wie Nora Sternfeld ausführt, dass «Kämpfe in und um Institutionen nur Teil anderer, grösserer Fragen und Kämpfe sind. Diesen sehe ich antirassistisches Kuratieren verpflichtet, auch wenn dies deutliche Widersprüche zu institutionellen Logiken erzeugt» (*op. cit.*: 41). Das bedeutet, dass sich die Dekolonisierung von Institutionen nicht in der Wahl von anderen Themen und in der Aufnahme neuer Ausstellungsmodelle oder Forschungsansätze erschöpft. Dekoloniales Handeln in (hegemonialen) Institutionen stösst notwendigerweise auf eine grundlegende Ambivalenz, an der es sich abarbeiten muss: Denn Museen, Theater, Ausstellungsräume und Akademien sind wichtige Bestandteile jener post_kolonialen nationalen Ordnung, die mit Hilfe dieser Institutionen radikal befragt und verändert werden soll.

Dekoloniale Institutionskritik: Studieren an Schweizer Kunsthochschulen

Eine nach wie vor unerschöpfliche Arbeit liegt in der postkolonialen Kritik an bestehenden Institutionen und ihren Strategien der Immunisierung gegenüber dekolonialen Umarbeitungsprozessen. Inwiefern spielt Eurozentrismus, *Race* und Rassismus eine Rolle bei der Herstellung, Bearbeitung und Vermittlung von Wissen, bei der Auswahl und Honorierung des Personals auf allen Hierarchiestufen, im Umgang mit der postkolonialen Geschichte und Gegenwart dieser Institutionen? Noch wissen wir wenig über diese Fragen, und was wir wissen, findet kaum Eingang in die Lehr-, Forschungs- und institutionellen Gestaltungsprozesse. Ein wegweisendes Projekt im Bereich von Kunsthochschulen ist «*Art.School.Differences. Researching Inequalities and Normativities in the Field of Higher Art Education*». Es wurde vom Institut for Art Education

der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) initiiert und in Zusammenarbeit mit den drei Kunsthochschulen Haute École d'art et de design (Head) und Haute École de musique (HEM) in Genf sowie mit der ZHdK 2013-2016 durchgeführt (Saner et al. 2016: 2). Ziel des Projekts war es, Wissen über Ungleichheiten an diesen Hochschulen zu gewinnen und verbreiten, Partizipationsprozesse zu befördern und institutionelle Demokratisierungsprozesse anzustossen oder zu verstärken (*op. cit.*: 2).

Serena Dankwa hat für «*Art.School.Differences*» die Curricula der Studiengänge in Musik an der ZHdK und der HEM Genf einer postkolonialen Lektüre unterzogen. Dabei stellt sie fest, dass der Begriff der «Klassik» ein zentraler Orientierungspunkt für die musikalische Ausbildung darstellt, ohne dass dieser Begriff zeitlich oder räumlich eingeordnet wird. Damit wird der «Status der europäischen Hochklassik als Inbegriff musikalischer Vollendung und als Krone der Kunstmusik» perpetuiert, hält Dankwa (2016: 307) fest. Anstatt Europa weiterhin als

stillschweigende Bezugsgrösse zu verwenden, fordert sie eine postkoloniale Auseinandersetzung mit der Geschichte der Klassik. Dazu gehört es zu verstehen, «wie die euro-amerikanische Kanonbildung durch den Kolonialismus vorangetrieben wurde und die «klassische» Neue Musik ihrerseits von den Begegnungen mit diversen aussereuropäischen musikalischen Systemen profitiert hat. Es heisst aber auch anzuerkennen, dass sich unterschiedliche aussereuropäische «Traditionen» ebenfalls auf ein jahrhundertealtes Erbe beziehen und einen (klassischen) Kanon haben, der seinerseits einen eigenen Anspruch auf Perfektion, Mustergültigkeit und Zeitlosigkeit erhebt. (*op. cit.*: 309)

Von einem solchen Verständnis sind die Schweizer Hochschulen allerdings weit entfernt. Auf die Thematik angesprochen gaben Lehrpersonen zu Protokoll, für eine tiefergehende inhaltliche Auseinandersetzung fehle die Zeit, weil die Studierenden technisch ausgebildet und für den harten Kampf in der Musikbranche «fit» gemacht werden müssten (*op. cit.*: 309). Ähnliche Argumente werden in Bezug auf den Androzentrismus der Ausbildung vorgebracht. Die Marginalisierung von Frauen in der Musikgeschichte sei zwar ein relevantes Thema, heisst es, könne aber im Rahmen des Studiums aus zeitlichen Gründen nicht behandelt werden (*op. cit.*: 313). Dankwa zieht den Schluss, dass «Studierende, die sich nur bedingt mit dem andro- und eurozentrischen Kanon identifizieren können» (*op. cit.*: 314) in einem Musikstudium aussen vor bleiben.

Das ist, wie sie mit Blick auf die entsprechenden Studiengänge zeigt, auch im Bereich Jazz und Pop nicht anders. Nichtweisse Musiktraditionen werden dabei zwar vermittelt, aber weitgehend von ihren Entstehungskontexten abgelöst (*op. cit.*: 315). Demgegenüber hält Dankwa fest, wie wichtig es sei, «die

Kämpfe gegen Rassendiskriminierung und für die Anerkennung eigenständiger afroamerikanischer Ausdrucksformen, die hinter diesen Namen [berühmter Musiker*innen] stehen, zu benennen» (*op. cit.*: 315). Die geschichtslose Übernahme dieser Musik mit dem Einsatz von Schlagworten wie «*Groove*» und «Kult» bewirkte die «Vereinnahmung und gleichzeitige Marginalisierung Schwarzer Erfahrungswelten» (*op. cit.*: 316), resümiert sie. Dazu kommt, wie Dankwa in einer akribischen Lektüre zeigt, dass die Ausschreibungstexte oftmals implizit weisse Studierende ansprechen (*op. cit.*: 317). Dies etwa, wenn die Rede davon ist, sich mit fremden, anderen, nicht-westlichen Traditionen auseinanderzusetzen – Studierende, für die diese Musik nicht «anders», sondern auf intime Weise mit ihrer Biographie verflochten ist, werden von solchen Ausschreibungstexten ausgeschlossen.

Zu vergleichbaren Ergebnissen kommt die Teilstudie von Emma Wolukau-Wanambwa, die sich mit Werbematerialien verschiedener Schweizer Kunsthochschulen auseinandersetzt. Im Zentrum ihrer Untersuchung steht die Frage der Repräsentation von *People of Color*: Wer wird wo, warum und auf welche Weise in den Werbematerialien dargestellt? In einer detaillierten Auseinandersetzung mit Broschüren für den Design Studiengang der Zürcher Hochschule der Künste aus dem Jahr 2015 stellt sie erst einmal eine Lücke fest: Obwohl zum Institut Studierende und Lehrende *of Colour* gehören, wird niemand von ihnen im Prospekt abgebildet. Bezüge zu Schwarzen Menschen finden sich dennoch: «*At the same time, however, black bodies and black culture were figured in the student work presented in those documents*» (Wolukau-Wanambwa 2016: 392). Die Referenzen auf Schwarze Kultur sind allerdings rein formaler Natur; Bezüge auf den jeweiligen kulturellen Kontext, historische Reminiszenzen oder politische und soziale Kämpfe fehlen auch hier. Dies vermittelt den Eindruck, so die Autorin, Schwarze Kultur liesse sich im Namen einer kosmopolitischen Kulturproduktion unkritisch aneignen, um die eigenen Produkte attraktiver und «*cooler*» zu machen.

Als besonders problematisch erachtet Wolukau-Wanambwa den Abdruck einer historischen Fotografie in einer Werbebroschüre, welche die Tänzerin Josephine Baker im sogenannten «Bananenrock» zeigt. Der beinahe nackte und stark exotisierte Körper von Baker bleibt das einzige Bild einer *Person of colour* im Prospekt. Es illustriert ein Master-Projekt, das sich am Beispiel der Banane mit der Globalisierung des Handels beschäftigt (*op. cit.*: 392). Die fehlende Kontextualisierung dieses Bildes, so die Autorin, zeige eine beunruhigende Gleichgültigkeit gegenüber der Bedeutungsmacht dieser exotischen Frucht in kolonialen und neokolonialen Diskursen. Dies nicht zuletzt, da die Banane als phallisches Symbol in Verbindung gesetzt wird mit einem Schwarzen Körper «*as a sign of raw, unbridled pri-*

mitive sexuality» (*op. cit.*: 393). Gänzlich ausgeblendet bleibe dabei, so Wolukau-Wanambwa, dass die Fiktion einer wilden Schwarzen Sexualität von Weissen entwickelt worden sei, um die eigene Welt zu sexualisieren und Sexualität gleichzeitig säuberlich von Weissein abtrennen zu können.

Der weibliche Schwarze Körper erfährt dabei eine doppelte Objektivierung. Erstens taucht er nicht in der Position eines Subjekts auf, obwohl Baker eine hoch interessante avantgardistische Künstlerin war. Zweitens ist er nicht einmal Objekt der Forschung, sondern dient nur der Illustration des eigentlichen Forschungsobjekts, der Globalisierung des Handels. Die scheinbar lose Verbindung zwischen dem Forschungsthema und seiner Illustration ist aber, wie Wolukau-Wanambwa zeigt, alles andere als kontingent. Vielmehr kommt der Figur der Schwarzen Frau eine paradoxe Aufgabe zu. Sie ruft bedeutsame Dimensionen des Themas auf, die gleichzeitig verschwiegen bleiben: die Rassifizierung, Kolonisierung, Sexualisierung und Vergeschlechtlichung des globalen Handels nämlich.

Die Ergebnisse von Dankwa und Wolukau-Wanambwa sind wegweisend, weil sie die Wirkung von postkolonial-patriarchalen Ungleichheitsverhältnissen aufzeigen, die im Schweizer Kontext gleichzeitig omnipräsent sind und desartikuliert bleiben. Dass Schweizer Kunsthochschulen tiefgehend von einem eurozentrischen Verständnis von «uns» und «euch» durchdrungen sind, hat eine Limitierung des Wissens zur Folge, die mit einem klassischen Wissenschaftsverständnis kritisiert werden kann: Denn Wissen, das sich selbst beschränkt, ist beschränktes Wissen. Darüber hinaus führt dies aber zu ungemein asymmetrischen Bedingungen für Studierende. Eine potentielle Studentin *of Colour* kann sich in den Bildern von Schüler*innen und Lehrenden nur bedingt wiedererkennen, wenn diese die in der Schweiz vorherrschende weisse und männliche Norm abbilden. Und sie muss über Darstellungen hinweggehen, in denen Schwarze Kultur und Körper mit einem Gestus der Selbstverständlichkeit objektiviert werden, der direkt an koloniale und sexistische Ausbeutungsverhältnisse anschliesst. Schwarze Student*innen und Student*innen *of Colour*, so schreibt Emily Ngubia Kuria in ihrer Studie zum Rassismus an deutschen Hochschulen, begegnen an der Universität oftmals «*Karikaturen*» ihrer selbst als «Objekte» der Forschung: Karikaturen, die das historische Erbe weisser Vorherrschaft symbolisieren» (Ngubia Kuria 2015: 20). Die koloniale Verwendung von Bildern wie demjenigen von Josephine Baker in einem offiziellen Hochschulprospekt, so schreibt auch Wolukau-Wanambwa, sei «*a disconcerting and alienating experience for those many readers*», insbesondere weil es diesen nicht möglich ist, sich «*for the purpose of disinterested contemplation*» (2016: 394) von solchen Bil-

dern zu distanzieren. Der Einsatz gewaltförmiger postkolonialer Darstellungen beinhaltet auf stillschweigende Weise Privilegien, die in erster Linie weissen männlichen Studierenden zukommen, die solche Bilder kontextfrei und unkritisch konsumieren können, ohne von diesen verletzt oder in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkt zu werden auch wenn, und das ist ein nicht zu vernachlässigender Punkt, Autor*innen wie Toni Morrison oder James Baldwin immer wieder darauf hinweisen, wie wichtig es ist, die Wirkung entmenschlicher Praktiken auf diejenigen zu untersuchen, die von diesen auf den ersten Blick zu profitieren scheinen. Denn der entmenschliche Zugriff dieser Subjekte auf die Welt, so die These, entmenschlicht nicht zuletzt sie selbst.

Dekolonisierung in der Verbform

Diese Ausführungen zur Dekolonisierung von Bildungs- und Kulturinstitutionen in der Schweiz zeigen: Dekolonisierung findet statt, auch in der Schweiz. Es gibt Orte, Räume, Publikationen und Veranstaltungen, es gibt Akademiker*innen, Künstler*innen, Aktivist*innen und Kurator*innen, die dekoloniale Praktiken erfinden, ausprobieren und in die Welt setzen. Es werden neue Formate und alternative Formen erprobt,

um die Frage der Dekolonisierung auch im Schweizer Kontext stellen zu können. Gleichzeitig sind wir mit einer enormen Schiefelage konfrontiert: Während an einigen Orten radikale dekoloniale Praktiken entwickelt und bahnbrechende kritische Analysen vorgelegt werden, pflegt ein Grossteil der Institutionen eine aktive Kultur des postkolonialen Vergessens und bleibt unberührt von postkolonialen Einsichten und dekolonialen Umarbeitungen. Dekolonisierung heisst darum nicht nur, fehlende Debatten zu lancieren, sondern auch, bestehende Auseinandersetzungen sichtbar zu machen, und ihnen das angemessene gesellschaftliche, akademische und institutionelle Gewicht zu verleihen. Dabei bleibt die Frage zentral, was Dekolonisierung «in der Verbform» (Zwischenraum Kollektiv 2017: 187) bedeutet, sprich: Wie sich dekoloniale Praktiken entwickeln lassen, die ein Denken und Handeln «*toward a decolonial otherwise*» (Walsh 2018: 16) ermöglichen. Dabei geht es um Praktiken, die sich nicht geräusch- und nahtlos in bestehende Ordnungen einfügen, sondern diese nachhaltig verstören und verändert zurücklassen. Es geht aber auch, wie es die Kuratorin Gabi Ngcobo es im Kontext der jüngsten Berliner Biennale bezeichnet, um das gemeinsame Erschliessen einer «Grammatik für das Unbekannte» (Ngcobo 2018: 16) in einer Welt, in der das «Neukonfigurieren von jahrhundertlang unterdrückten Vokabularien» (*op. cit.*: 18) Gestalt annehmen kann.

LITERATURVERZEICHNIS

Allianz gegen Racial Profiling. <http://www.stop-racial-profiling.ch>, Zugriff am 13. August 2018.

Archiv Shedhalle. 2009. http://archiv2009.shedhalle.ch/dt/archiv/2006/programm/thematische_reihe/konzept/index.shtml, Zugriff am 13. August 2018.

2017. http://archiv2017.shedhalle.ch/de/123/Die_ganze_Welt_in_Zürich, Zugriff am 13. August 2018.

Bayer Natalie, Kazeem-Kamiński Belinda, Sternfeld Nora. 2017. «Wo ist hier die Contact-Zone?! Eine Konversation», in: Bayer Natalie, Kazeem-Kamiński Belinda, Sternfeld Nora (Hg.), *Kuratieren als antirassistische Praxis. Kritiken, Praxen, Aneignungen*, S. 23-47. Berlin: De Gruyter.

Berlowitz Shelley, Joris Elisabeth, Meierhofer-Mangeli Zeedah (Hg.). 2013. *Terra incognita? Der Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich*. Zürich: Limmat.

Boulila Stefanie Claudine. 2018. «Race and Racial Denial in Switzerland», in: *Ethnic and Racial Studies* (online). <https://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/01419870.2018.1493211>, Zugriff am 27. November 2018.

Caceres Imayna, Mesquita Sunanda, Utikal Sophie (eds.). 2017. *Anti*colonial Fantasies. Decolonial Strategies*. Wien: Zaglossus.

Christl Fabian. 2014. «Jetzt geht es dem ›Mohren‹ an den Kragen». *Der Bund*, 10.05.2014. <https://www.derbund.ch/bern/stadt/Jetzt-geht-es-dem-Mohren-an-den-Kragen/story/22437181>, Zugriff am 13. August 2018.

Dankwa Serena. 2016. «Das Potential einer Analyse von Curricula: Das Fallbeispiel Musik», in: Saner Philippe, Vögele Sophie, Vessely Paulin, Bopp Tina, Borer Dora, Cornut Maëlle, Dankwa Serena, Mörsch Carmen, Seefranz Catrin, Wolukau-Wanambwa Emma, *Art.School. Differences. Researching Inequalities and Normativities in the Field of Higher Art Education. Schlussbericht*, S. 302-328. Zürich: Institute for Art Education, Zürcher Hochschule der Künste, November 2016. https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/files/2016/10/ASD_Schlussbericht_final_web_verlinkt.pdf, Zugriff am 13. August 2018.

Falk Francesca. 2019. *Gender Innovation and Migration in Switzerland*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Fässler Hans. 2005. *Reise in schwarz-weiß. Schweizer Ortstermine in Sachen Sklaverei*. Zürich: Rotpunktverlag.

Germann Pascal. 2016. *Laboratorien der Vererbung. Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz, 1900-1970*. Göttingen: Wallstein.

Jain Rohit. 2018. *Kosmopolitische Pioniere. In/der_innen der zweiten Generation aus der Schweiz zwischen Assimilation, Exotik und globaler Moderne*. Bielefeld: transcript.

2017. «Die Schweiz, ein*e Bastard*in – Reflexionen zu einer postkolonialen Praxis im Kontext von Urban Citizenship in Zürich», in: Morawek Katharina, Krenn Martin (Hg.), *URBAN CITIZENSHIP. Zur Demokratisierung der Demokratie*, S. 379-418. Wien: Verlag für moderne Kunst.

Lavanchy Anne. 2015. «Glimpses into the Hearts of Whiteness: Institutions of Intimacy and the Desirable National», in: Purtschert Patricia, Fischer-Tiné Harald (eds.), *Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins*, S. 278-295. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Lugones María. 2007. «Heterosexualism and the Colonial / Modern Gender System». *Hypatia* 22(1): 186-209.

McClintock Anne. 1995. *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.

Michel Noémi. 2015. «Sheepology: The Postcolonial Politics of Raceless Racism in Switzerland». *Postcolonial Studies* 18(4) «Postcolonial Europe»: 410-426.

Mottier Véronique. 2000. «Narratives of National Identity: Sexuality, Race and the Swiss Dream of Order». *Swiss Journal of Sociology* 26(3): 533-556.

Näf Vanessa, Trenkel Nora. 2018. «Es darf nicht alles beim Alten bleiben in den Gender Studies!». *genderstudies Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung IZFG* 32: 8-11.

Ngcobo Gabi. 2018. «Dear History, We Don't Need Another Hero», in: Ngcobo Gabi, Masilela Nomaduma Rosa, Serubiri Moses, de Paula Souza Thiago, Mutumba Yvette (eds.), *We Don't Need Another Hero*, p. 15-18. Berlin: Berlin Biennale.

Ngubia Kuria Emily. 2015. *Eingeschrieben. Zeichen setzen gegen Rassismus an deutschen Hochschulen*. Berlin: w_orten und meer.

Postulat Fraktion SP (Pinto de Magalhães Halua, Köcher Fuat). 2014. KulturEvolution der Institutionen. https://ris.bern.ch/Geschaef.aspx?obj_guid=44cb06fb28334b6d8b3e561ca1672cac, Zugriff am 13. August 2018.

Purtschert Patricia, Fischer-Tiné Harald (eds.). 2015a. *Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Purtschert Patricia, Fischer-Tiné Harald. 2015b. «The End of Innocence. Debating Colonialism in Switzerland», in: Purtschert Patricia, Fischer-Tiné Harald (eds.), *Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins*, p. 1-25. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Purtschert Patricia, Lüthi Barbara, Falk Francesca. 2012. «Eine Bestandesaufnahme der postkolonialen Schweiz», in: Purtschert Patricia, Lüthi Barbara, Falk Francesca (Hg.), *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, S. 13-63. Bielefeld: transcript.

Purtschert Patricia. 2019. «Democratising Switzerland: Challenging Whiteness in the Public Space», in: Skenderovic Damir, Lüthi Barbara (eds.), *Switzerland and Migration. Historical and Current Perspectives on a Changing Landscape*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Saner Philippe, Vögele Sophie, Vessely Paulin, Bopp Tina, Borer Dora, Cornut Maëlle, Dankwa Serena, Mörsch Carmen, Seefranz Catrin, Wolukau-Wanambwa Emma. 2016. *Art School. Differences. Researching Inequalities and Normativities in the Field of Higher Art Education. Schlussbericht*. Zürich: Institute for Art Education, Zürcher Hochschule der Künste, November 2016. https://blog.zhdk.ch/artschooldifferences/files/2016/10/ASD_Schlussbericht_final_web_verlinkt.pdf, Zugriff am 13. August 2018.

S-C-H. <http://s-c-h.tumblr.com/about>, Zugriff am 13. August 2018.

Schär Bernhard C. 2016. «Global und intersektional. Prolegomena zu einer noch neueren Geschichte der Schweiz». *Didactica Historica. Schweizerische Zeitschrift für Geschichtsdidaktik* 2: 49-54.

2015. *Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900*. Frankfurt am Main: Campus.

2014. «Vergessene Kolonialgeschichte». *Der Bund*, 29.12.2014. <https://www.derbund.ch/bern/stadt/-Vergessene-Kolonialgeschichte/story/30775820>, Zugriff am 13. August 2018.

Unterweger Claudia. 2016. *Talking Back. Strategien Schwarzer österreichischer Geschichtsschreibung*. Wien: Zaglossus.

Walsh Catherine E. 2018. «Decoloniality in / as Praxis», in: Walsh Catherine E., Mignolo Walter D. (eds.), *On Decoloniality, Concepts, Analytics, Praxis*, p. 15-102. Durham: Duke University Press.

Wolukau-Wanambwa Emma. 2016. «The appeal of artistic education: An analysis of marketing strategies and promotional materials», in: Saner Philippe, Vögele Sophie, Vessely Paulin, Bopp Tina, Borer Dora, Cornut Maëlle, Dankwa Serena, Mörsch Carmen, Seefranz Catrin, Wolukau-Wanambwa Emma. *Art.School.Differences. Researching Inequalities and Normativities in the Field of Higher Art Education. Schlussbericht*, p. 361-396. Zürich: Institute for Art Education, Zürcher Hochschule der Künste, November 2016. https://blog.zhdk.ch/artschoolifferences/files/2016/10/ASD_Schlussbericht_final_web_verlinkt.pdf, Zugriff am 13. August 2018.

Zürcher Lukas. 2014. *Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900-1975)*. Zürich: Chronos.

Zangger Andreas. 2011. *Koloniale Schweiz. Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860-1930)*. Bielefeld: transcript.

Zwischenraum Kollektiv. 2017. «Akademie trifft Aktivismus – intersektionale und dekolonisierende Konversationsräume ermöglichen», in: Zwischenraum Kollektiv (Hg.), *Decolonize the City! Zur Kolonialität der Stadt. Gespräche. Aushandlungen. Perspektiven*, S. 180-187. Münster: Unrast Verlag.

AUTORIN

Patricia Purtschert ist Philosophin und Kulturwissenschaftlerin sowie Co-Leiterin des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung an der Universität Bern. Sie ist Mitherausgeberin von *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien* (transcript 2012, mit Barbara Lüthi und Francesca Falk), *Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins* (Palgrave Macmillan 2015, mit Harald Fischer-Tiné) und *Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand* (transcript 2019, mit Mohamed Wa Baile, Serena O. Dankwa, Tarek Naguib und Sarah Schilliger) und Autorin von *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weissen Schweiz* (transcript 2019).

patricia.purtschert@izfg.unibe.ch

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung IZFG
Universität Bern
Mittelstrasse 43
CH-3012 Bern